

Matthias Nawrat

Berlin

Im Land der halben Leben

1.

Der Begriff einer doppelten Biografie klingt für mich nach unvorstellbarem Reichtum. Die meisten Menschen – diejenigen, die keine Migration von einem Kulturraum in einen anderen erlebt haben – besitzen offenbar nur eine Biografie, während ich, der Migrant aus Polen, der im Jahr 1989 mit den Eltern und dem Bruder aus dem polnischen Sozialismus in die damalige BRD auswanderte, genauer gesagt nach Bamberg in Franken, gleich zwei mein Eigen nennen kann. Ich habe zwei ganze Leben, so scheint es – ich bin verdoppelt, es gibt mich zweimal. Gott hat mir zwei Leben geschenkt, ich hatte Glück.

Gelegentlich empfinde ich das tatsächlich so – auch wenn ich es hier etwas ironisch formuliert habe. Ich denke dann: Du kommst aus zwei Kulturräumen, du kennst zwei Sprachen und Arten zu denken, du kennst zwei Arten von Humor und deine Speisekarte ist doppelt so lang wie die von anderen Leuten.

Aber dann frage ich mich, wie könnte das funktionieren: Lebe ich zur gleichen Zeit doppelt, lebt also mein polnisches Ich in Opole weiter? Oder reihen sich meine zwei Leben eher hintereinander, hörte das eine Leben auf, als das zweite Leben begann, genau im April 1989, ein paar Monate vor dem Mauerfall? Oder lebe ich vielleicht einfach doppelt intensiv? Oder im Gegenteil doppelt sparsam, damit die zwei Personen in mir gleichzeitig Zeit und Raum zu handeln und zu denken finden?

2.

Fakt ist, ich bin in einer Familiensiedlung in der Stadt Opole aufgewachsen, ich war ein polnisches Kind in den 1980er Jahren, das in den Hausaufgängen und den Blockkorridoren, in denen es nach Kohlsuppe oder ausgekochten Kutteln roch, Nazis, Sowjets oder die heldenhaften polnischen Partisanen spielte. Oder mit Matchbox-Autos aus dem PEWEX-Laden in der Innenstadt Straßenrennen in meinem Zimmer veranstaltete. Ich besuchte an Werktagen die Schule – ging morgens aus unserem Hausaufgang, um unseren Block herum und durch die Wiese an der Friedhofsmauer entlang, hinter der an Allerheiligen hunderte rote Grablichter in der Abenddunkelheit flackerten und, wie ich im Religionsunterricht gelernt hatte (der nicht in der Schule stattfand, sondern im Gemeindehaus neben der Kirche, ich

war schließlich Bürger eines sozialistischen Staates), die Seelen auf die Auferstehung warteten.

Ich trug eine blaue Schuluniform und ein rotes Schulterabzeichen für gute Noten. Ich brachte einmal in der Woche das Leergut zum siedlungseigenen Supermarkt und durfte mir für das Pfand ein Eis oder eine Limonade kaufen, ich stand mit meinen Eltern – da trotz Abschaffung des Kriegsrechts von 1981 Nahrungsmittelknappheit herrschte – in der Schlange vor dem Siedlungsladen an, um den Weihnachtsskarpfen zu kaufen, wurde in der siedlungseigenen Arztpraxis gegen Masern geimpft. Ich verfolgte mit meinen Eltern eines Abends vor dem Fernseher, wie *keine* radioaktive Wolke über Polen wanderte, die dann plötzlich über Westeuropa wieder auftauchte, sie hatte Polen Gott sei Dank übersprungen.

Ich hatte also eine polnische Kindheit, viele Menschen meines Jahrgangs in Polen können sich heute wahrscheinlich an eine solche erinnern, zum Beispiel daran, wie es war, als in den Kinos plötzlich „Das Imperium schlägt zurück“ anlief oder die erste Person in der Siedlung einen Atari 1000 besaß. Ich war verliebt in Kasia aus meiner Klasse, mein bester Freund hieß Jacek Magnuszewski, seine Mutter war geschieden, was in unserer Siedlung eine Sensation war. Meine Mutter war Sportlehrerin, mein Vater arbeitete an der Pädagogischen Hochschule der Stadt in der sozialpsychologischen Forschung. Meine Großeltern hatten den Zweiten Weltkrieg überlebt, einer meiner Opas war in der Partei, bis er irgendwann ausgeschlossen wurde. Eine Oma ging jeden Sonntag mit uns Kindern in die Kirche, die andere war Atheistin, war es geworden, nachdem ihr Vater in Stanisławów, heute Ivano-Frankivsk, von der Wehrmacht in einen Wald verschleppt und dort mit hunderten Lehrern und Beamten exekutiert und verscharrt worden war.

In diesem bestimmten Kulturraum beginnt, könnte man sagen, meine erste Biografie, im geistigen Raum meiner Kindheit begann mein erstes Leben. Man könnte sagen, dieser geistige Raum existiert in mir, oder ich existiere in ihm. Aber *eine* Biografie hat jeder, reich ist man erst, wenn man mehr hat als andere.

Es war daher ein Glücksfall, dass meine Eltern in den späten 1980er Jahren beschlossen, das Land zu verlassen. Das hatte, wie sie mir später erklärten, verschiedene Gründe. Die wirtschaftliche wie psychologische Desolatheit der polnischen Gesellschaft, die viele Menschen seit den Jahren des Kriegsrechts (aber auch schon davor) in Alkoholismus, Depressionen oder existenzielle Hoffnungslosigkeit getrieben hatte, war sicher einer davon.

Begünstigt worden sei diese Stimmung laut meinen Eltern durch eine kleingeistige Haltung, der man in den Institutionen und in der Politik ausgeliefert gewesen sei, und auch im beruflichen Umfeld, durch einen Opportunismus, den meine Eltern nicht mehr ausgehalten hatten. Dies war die Metaphysik der Diktatur: Eine kleine bürokratische Elite herrschte über die Mehrheit. Das Scheitern der Utopie hatten die Marxisten Jacek Kuroń und Karol Modzelewski der Partei schon 1965 in einem offenen Brief vorgeworfen, woraufhin man sie ausgeschlossen und ins Gefängnis geworfen hatte, während man ihre Thesen vollkommen verdrehte und verkürzt darstellte.

Das Privatleben in unserem Land (wie ich es von damals kenne) wurde zudem von einem eigentümlichen Katholizismus beherrscht, der das Polnische heiligsprach und einen nationalen Opferkult nährte, dabei bis in die Familienstrukturen hinein das Leben bestimmte, es in traditionellen Rollenbildern erstarren ließ und im Alltag oft eine Doppelmoral gelten ließ.

Da mein Vater Familie in Westdeutschland hatte, war die Entscheidung, die Heimat zu verlassen, obwohl man bisher ein einigermaßen vollständiges Leben gehabt hatte, nach einigem Zögern getroffen.

Wir ließen die jungen Männer mit den Kalaschnikows an den zwei Grenzen Polen – DDR und DDR – BRD hinter uns, mein zweites Leben begann. Es war ein bisschen wie im Spiel *Montezumas Rache*, das ich auf dem Commodore 64 meines Freundes Jacek in unserer Siedlung gespielt hatte: Aus Unachtsamkeit war ich in einen Abgrund gestürzt, aber ich konnte zum Speicherpunkt zurück und nochmal von vorn beginnen. So kam ich Anfang 1989 nach Bamberg.

3.

Meine zweite Biografie lief zunächst etwas schleppend an. Mein neuer Reichtum war nicht ganz so offensichtlich, man könnte sagen, ich hatte vorerst keinen direkten Zugriff auf ihn. Zuerst musste ich nämlich umdenken.

Wie lernte man eine Sprache, in der von nun an das neue Leben stattfinden sollte? Ich lernte sie, indem ich die Kinder in der deutschen Schule nachzuahmen versuchte. Das Lernen einer Sprache durch Imitation ist ein interessanter Vorgang, denn man muss, um jemandes Sprechakte gut imitieren zu können, zunächst die konkrete Situation lesen, in der die Person ein bestimmtes Wort benutzt, denn ein Wort an sich bedeutet ja noch nichts, es „sagt“ von sich aus nichts, klingt ohne Kontextbezug sogar vollkommen erfunden.

Wenn ein Kind mit Händen vor den Augen mit dem Gesicht zu einem Baum steht und bis zehn zählt, um dann „Eins, zwei, drei, schwarz!“ zu rufen, dann ergibt das zunächst keinen Sinn. Warum sind die drei Zahlen schwarz? Die Situation hingegen ist eindeutig: Das Kind macht die Augen zu, um nicht zu sehen, wie die anderen sich verstecken. Mit der Fantasiefolge von Wörtern zeigt es an, dass es lange genug gewartet hat.

Auch meine Eltern mussten sich zu Beginn ihrer zweiten Biografie umstellen. Eine der Umstellungen bestand darin, dass sie – da ihre Zeugnisse und Papiere nicht so viel wert waren wie die der Menschen um sie herum – bei einem Griechen nachts die Spülmaschine bedienen mussten. Das war einfach, man musste nur immer wieder einen großen Hebel betätigen und pro Abend rund vierhundert Mal die Haube hoch- und wieder hinabziehen. Die Umstellung meiner Eltern auf ihr neues Leben verlief in Phasen, vom Bedienen der Spülmaschine im griechischen Restaurant, über das Schrubben von Treppenhäusern bis zum Umbetten und Waschen von Menschen im Altenheim und Befüllen von Industriewaschmaschinen und riesigen, heißen Trocknern.

Es gab noch ein paar andere negative Aspekte beim Anlauf unserer zweiten Biografie – die Skater auf der Bank vor unserem Haus zum Beispiel, die mich gern mit Fantasiewörtern wie „Polackensau“ begrüßten, weshalb ich nach der Schule Umwege durchs Wohngebiet machte, um von hinten zu unserem Haus zu gelangen und nicht an der Bank vorbeizumüssen. Diese Situation verstand ich sehr schnell. Ich lernte, meinen Schritt, wenn ich doch an der Bank vorbeikam, etwa, weil meine Mutter mich zur Edeka geschickt hatte, zu beschleunigen und dabei meinen Blick auf der Höhe der Skater auf den Boden zu richten.

Nach ungefähr einem Jahr hatten wir endlich erste Erfolge zu verzeichnen. Wir hatten Freunde gefunden, die mich in ihren Fußballverein mitnahmen, meinen Eltern Möbel schenkten und Sprachkurse vermittelten, uns zu sich nach Hause einluden und mit uns Ausflüge in die Fränkische Schweiz unternahmen.

Bald wechselte ich wegen guter Noten aufs Gymnasium wie die deutschen Kinder. Mit fünfzehn spielte ich in einer Band, meine Eltern verdienten genug, um mir zu Weihnachten die gewünschten Converse Chucks oder echte Nike-Air-Jordan-Basketballschuhe schenken zu können. Mein Vater wurde Referent für Psychologie an einer Altenpflegeschule, meine Mutter Schwimmlehrerin und medizinische Physiotherapeutin in einer Stadt im Bamberger Umland.

Bald nachdem mein Vater uns in seinem Arbeitszimmer die erste E-Mail der Welt präsentierte (von einem Freund an der Uni in Leeds), fing ich an zu studieren, zunächst in Heidelberg und später in Freiburg. Ich demonstrierte mit meinen neuen Freunden aus dem Studium gegen Atomkraft oder die Einführung von Studiengebühren und fühlte mich dabei wie die Demonstrierenden von 1968 oder der 1980er Jahre, wie die Eltern meiner Freunde. Ich las wie sie Horkheimer und Adorno oder „Die Theorie des Kommunikativen Handelns“ von Jürgen Habermas. Ich las über die Systemtheorie von Niklas Luhmann und – weil ich in Freiburg im Breisgau studierte – Husserl und Heidegger.

Man kann sagen, ich war wie meine Freunde. Ich war in unserem neuen Leben angekommen.

4.

Wenn man sich die Erfolgsgeschichte unserer Auswanderung vor Augen führt, könnte man tatsächlich glauben, ich hätte mir zusätzlich zur ersten eine vollständige zweite Biografie erarbeitet, ich besäße tatsächlich jenes doppelte Leben, das einen Menschen reich macht. Ich sei in zwei Kulturräumen zu Hause, könne aus dem Reichtum zweier Kulturen schöpfen, besäße mehr als andere.

Und doch habe ich oft das gegenteilige Gefühl. Bisweilen scheint es mir, als wäre ich eigentlich Bewohner keines einzigen Kulturraums. Mich beschleicht in solchen Momenten eher das Gefühl der Armut als des Reichtums.

Ich erinnere mich an einen Moment, als ich vor nicht allzu langer Zeit mit meiner Freundin einen Autoausflug von Berlin, wo ich heute lebe, über die polnische Grenze

in einen Landschaftspark an der Drawa machte. Wir fuhren durch die Grenzstadt Kostrzyn nad Odrą und von dort hundert Kilometer ins Landesinnere, wo Wälder beginnen, zwischen deren Bäumen hier und da kleine Ortschaften durchschimmern.

Der Ort Głusko liegt unweit des Ostrowieckie-Sees, er besteht aus einem Laden, einer roten Backsteinkirche und den an einer sandigen Waldstraße gelegenen Häusern. Die Drawa plätschert gemächlich durch den Wald, sie ist beliebt bei Kajak- oder Kanufahrern, Sonnenflecken tanzen zwischen den bis zum Wasser reichenden Zweigen. Wir hielten an und fragten nach einem Zimmer.

Ich unterhielt mich eine Weile mit einer Bungalowvermieterin über die Gegend und über die politische Lage im Land, bis sie mich fragte, woher ich eigentlich käme. Ich erklärte, dass ich aus Opole stammte, aber seit 30 Jahren in Deutschland lebte. „Ach so“, sagte sie und nickte. Sie hätte sich schon gefragt, weshalb ich so seltsam spräche, wie ein Ausländer, der versuchte, Polnisch zu lernen.

Man kann sich nicht vorstellen, wie mich diese Feststellung traf – und vor allem auch die Irritation im Gesicht der Frau, die anfangs mit Misstrauen gemischt gewesen war, wie ich mir sofort einbildete. Im Museum in Kostrzyn nad Odrą hatte ich mit einem der Männer an der Kasse doch noch ganz normal über die Geschichte der Festungsanlage geplaudert, mein Polnisch war auf natürliche Weise aus meinem Denken in meinen Mund geflossen, ich hatte auf Polnisch gedacht, war quasi nach Hause zurückgekehrt. Oder doch nicht?

Wenn ich in Polen bin, werde ich immer irgendwann auf die Tatsache gestoßen, dass ich die letzten 30 Jahre nicht in diesem Land gelebt habe. Wie war es, die 1990er Jahre, in denen sich so viel veränderte, in einer polnischen Stadt zu verbringen? Wie hätte es sich, wenn wir nicht von dort weggegangen wären, angefühlt, jugendlicher in unserer Plattenbausiedlung in Opole zu sein? In die Schule zu gehen, sich zu verlieben, Punkrock oder Hip Hop oder Grunge aus einem Kassettenrekorder im Zimmer meines Freundes Jacek zu hören?

Und was ist mit den Folgejahren? Mit der Aufarbeitung der kommunistischen Geschichte oder der kapitalistischen Wildweststimmung, die in den 2000er Jahren ganz neue Gewinner und Verlierer hervorgebracht hat? Wie lebt man heute in Polen, in einer autoritären Demokratie unter der nationalistischen PiS-Regierung?

Die Abwesenheit von festem, bekanntem Boden unter den Füßen bemerke ich immer zuallererst in der Abwesenheit von Sprache. Ich habe Mühe, auf Polnisch komplizierte Sachverhalte zu formulieren. Wer nicht über die dritte Klasse hinaus in einem Land zur Schule gegangen ist, wer nicht seine Jugend in der Sprache dieses Landes real *erlebt* hat, wer in dieser Sprache nicht erwachsen geworden ist und die Erfahrungen gemacht hat, die einen zum Individuum machen – worauf bezieht diese Person sich, wenn sie mit Einheimischen über Arbeit, gesellschaftliche Umbrüche, über europäische Geschichte, Popkultur oder über Liebe spricht?

Wenn ich in Polen mit jemandem etwas tiefer in ein Gespräch einsteigen will, habe ich das Gefühl, das man hat, wenn auf dem Smartphone plötzlich das Volumen

für mobile Daten ausgeschöpft ist: Die Clips ruckeln, man sieht alles verpixelt. Aus meinem Mund kommen nur noch Äähs und Mhmms, ich gerate ins Stocken ...

Kann jemand wie ich über das heutige Leben in Polen etwas wissen? Und da ich ja Schriftsteller bin: Kann ich über das Leben in Polen schreiben? Ist zum Beispiel mein Roman „Die vielen Tode unseres Opas Jurek“ der Roman eines Polen über Polen? Oder der Roman von jemandem, der nur ein paar Jahre in Polen gelebt und darüber hinaus von diesem Land keine Ahnung hat? Besitze ich vielleicht in Wahrheit gar keine polnische Biografie?

5.

Eine deutsche Biografie müsste ich immerhin besitzen. Über das Leben in Deutschland sollte ich also schreiben können. Damit kenne ich mich inzwischen schließlich aus. Da habe ich meine Jugend zugebracht, da lebe ich schon seit über 30 Jahren, das kann man mir nicht nehmen. Ich habe vielleicht doch nur ein einziges Leben gehabt – aber dieses war immerhin vollständig, oder?

Vor kurzem bin ich in der Autobiografie von Peter „Piotr“ Lachmann mit dem Titel „Wie ich (nicht) vertrieben wurde“ (und dem Untertitel „Ein Schelmenessay“) auf eine in diesem Zusammenhang interessante Passage gestoßen. Lachmann, der als Kind während des Zweiten Weltkriegs in der deutschen Stadt Gleiwitz gelebt und sich nach der Eroberung durch die Rote Armee und nach der Grenzverschiebung und dem Austausch der deutschen durch eine polnische Bevölkerung nach Kriegsende plötzlich in der polnischen Stadt Gliwice wiedergefunden hat, beschreibt an einer Stelle das Ende einer Liebesbeziehung – schon zu einer Zeit, als er in Polen studierte und seine ganze Jugend in einer polnischen Umgebung verbracht, die polnische Sprache perfekt gelernt hatte, sodass man ihn nicht einmal mehr am Akzent als Deutschen erkennen konnte. Die Beziehung zu seiner ersten großen Liebe endete, wie er mutmaßt, dadurch, dass er sich niemals ganz in die Realität dieser Beziehung hatte hineinfinden können. Und das habe offenbar an einem Unterschied im Stil gelegen, genauer gesagt an der Konfrontation mit einer Art von Emotionalität, die ihn mit einem geheimnisvollen Gefühl der Entfremdung von sich selbst zurückließ. Lachmann nennt dafür ein Beispiel. Die Mutter der Geliebten hatte in ihrer neuen, „nachdeutschen“ Wohnung ein Zimmer mit Devotionalien eingerichtet, die an ihren toten Ehemann erinnerten, der als polnischer Offizier von sowjetischen Soldaten in Katyń ermordet worden war. Im stalinistischen Polen ein eigentlich verbotenes Zimmer – das Massaker von Katyń schob die Sowjetunion jahrzehntelang offiziell den Nazis zu. Lachmann beschreibt dieses verbotene Zimmer als eine Art Schrein oder Tempel, der ihm einerseits das dramatische Schicksal des Vaters seiner Geliebten, der noch ein junger Mann gewesen war, nahebrachte – ihn aber zugleich in der Art und Weise des Gedenkens, seines ihm fremden emotionalen Stils, davon abhielt, innerlich engagiert sein zu können, etwas zu fühlen.

Ähnlich ergeht es ihm beim gemeinsamen Weihnachtsfest, bei dem selbstverständlich ein leerer Teller für den toten Offizier, Vater und Ehemann auf einem

leeren Platz steht. Und daneben der Christbaum, die *choinka*, der unter viel zu viel buntem Lametta und Weihnachtsschmuck begraben ist. Die Erinnerung an die Weihnachtsstimmung, die er aus der eigenen Kindheit kennt, wird plötzlich überlagert von einer neuen Weihnachtsstimmung, die nicht seine eigene ist. Lachmann schreibt über sich selbst in dritter Person:

Er studierte die spektakulären Abweichungen vom einst so Selbstverständlichen, lernte aus ihnen das ehemals Übersehene erst so richtig kennen. Nicht etwa schätzen. Nein, er änderte seine Einstellung zu den ihn stets irritierenden Heiligabend-Stimmungen nicht. Aber er konnte sie jetzt in aller Klarheit als haarscharfe Standbilder den nicht minder kitschigen neuen bewegten Bildern gegenüberstellen. Er wurde zum Beobachter einer Doppelwirklichkeit: der, aus der er verstoßen – das Wort gefällt mir besser als „vertrieben“ – worden war und der, in die er hineingestoßen wurde und in die er (sich) stürzte...

Die Beziehung scheitert, weil der junge Piotr nur Beobachter der ästhetischen Oberflächen einer neuen Kultur bleibt. In der Nähe der Geliebten und im Umgang mit ihrer Familie ist er sich selbst fremd, fühlt sich als bloßer Imitator, als Schauspieler, der Verhaltensweisen nachahmt, die nicht seine eigenen sind.

Nicht unähnlich geht es mir, wenn ich an meine Freundschaften in Bamberg oder später in Heidelberg oder Freiburg im Breisgau denke. Nie verlor ich das Gefühl ganz, dass eine Verschiebung stattfand, sobald ich die Wohnzimmer der elterlichen Einfamilienhäuser meiner Freunde betrat, der Stille im Haus lauschte, die Fotos an der Wand studierte oder mit den Eltern darüber redete, wie mein Schultag gewesen sei, oder was ich nach dem Studium machen würde. Nie konnte ich dieses Gefühl der verdoppelten Wirklichkeit ganz abschütteln, wenn mein bester Freund in Freiburg von dem Wohnprojekt sprach, in das seine Eltern, die 1968 gegen ihre Nazi-Eltern rebelliert hatten, in den 1980er Jahren auf einem Dorf bei Kassel gezogen waren. Er war dort aufgewachsen, wo seine Eltern heute mit anderen Familien eine Gartenbaufirma unterhalten, mit den üblichen Streitereien unter Freunden, die Privatunternehmer geworden waren. Mich hält noch heute ein geheimnisvolles Defizit davon ab, diese Realität als meine eigene, eigentliche anzusehen – als wäre ich, wie damals als Kind, immer noch dabei, das Verhalten der Menschen um mich herum zu imitieren.

6.

Als 2012 mein erster Roman „Wir zwei allein“ veröffentlicht wurde, bekam ich dafür den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis für Literatur zugesprochen. Ich freute mich sehr. Ich hatte ein Buch geschrieben, das eine Jury aus namhaften Kritikerinnen und Kritikern für so gelungen befunden hatte, dass sie mir dafür eine Auszeichnung verlieh. Der Preis wurde zwischen 1985 und 2017 an Autorinnen und Autoren verliehen, die auf Deutsch schrieben, deren Muttersprache aber nicht Deutsch war. Das traf auf mich zu, obwohl ich in diesem Roman inhaltlich noch keinen Bezug zu Polen herstellte.

Das Label „migrantischer Autor“ wurde ich auch nach der Veröffentlichung meines zweiten Romans „Unternehmer“ nicht los. Er handelt von einer Familie im Schwarzwald, die in einer fiktiven, dystopischen Zukunft unter prekären Bedingungen vom Schrottsammeln lebt. In einer der Kritiken hieß es für mich sehr überraschend, die Familie stamme aus Osteuropa. Sie trug im Roman den Familiennamen Rehm, an keiner Stelle wurde erwähnt, dass sie „ursprünglich“ aus einer anderen Region stammte als dem Schwarzwald.

In meinem dritten Roman „Die vielen Tode unseres Opas Jurek“ beschäftigte ich mich tatsächlich mit der Geschichte meiner Familie im Polen des 20. Jahrhunderts. Ich ging davon aus, dass Literatur einen universellen Anspruch hatte – was in Polen im 20. Jahrhundert an Menschheitsverbrechen verübt worden war, rührte für mich an die Metaphysik von Freiheit und Despotie, musste alle Menschen etwas angehen, egal, woher sie kamen.

In Folge wurde ich zu zahlreichen Veranstaltungen eingeladen, die in ihren Titeln das Wort „Migration“ trugen.

Es ist seltsam, auch auf diese Weise an die eigene Herkunft immer wieder erinnert zu werden. Zu erfahren, dass die Biografie, die man für eine zumindest zu großen Teilen deutsche Biografie gehalten hatte, eigentlich niemals so vollständig gewesen war – dass man nach wie vor nicht als Deutscher sprach.

7.

Meine Probleme mit diesen Fragen der Identität sind im Vergleich zu jenen von Menschen, die aus kulturgeschichtlich weiter entfernten Räumen stammen und gezwungen wurden, ihre Heimatländer und Familien zu verlassen, klein. Ich möchte sie auch nicht auf die gleiche Stufe stellen wie die von Menschen mit schwarzer Hautfarbe, einer nichtnormativen Sexualität oder Menschen eines anderen Geschlechts oder nichtchristlichen Glaubens, denen im heutigen Europa in sozialen Medien Gewalt und Mord angedroht werden.

Dennoch frage ich mich bisweilen, inwieweit man in meinem Fall, im Falle meiner doppelten Biografie, wirklich von einer Verdopplung, von einem Mehr an etwas sprechen kann, von einem Reichtum. Und wenn ja, was dieser Reichtum dann eigentlich wäre, worin er bestünde. Darin, dass ich zwei Kulturräume und zwei Denkräume kenne? Ich kenne sie vielleicht, aber ich besitze für keinen von ihnen einen Pass, als Schriftsteller und als Mensch stamme ich weder aus dem einen, noch aus dem anderen, zumindest nicht so richtig, wie es scheint, denn auch in Polen würden mir heute bestimmte Leute sagen, ich sei Deutscher und kein „richtiger“ Pole, ich sei ein Vaterlandsverräter.

Ich mache, immer wenn ich einen neuen Roman beginnen will, eine interessante Erfahrung: Zu Beginn der Arbeit komme ich jedes Mal nach längerem Versuchen zu der Erkenntnis, dass ich erst einen Zwischenraum finden muss, in den ich hineinschreiben kann. Weder kann ich so einfach in den deutschen Sprachraum, noch

in den polnischen hineinsprechen, denn ich gehöre in keinen von ihnen vollständig hinein. Aus dem einen bin ich herauskatapultiert worden, in den anderen werde ich nie ganz hineinfinden können.

Diese Erkenntnis unterwandert die Illusion des einfachen, universellen Menschseins. Meine Hauptfigur kann nicht Peter oder Markus oder Cornelia heißen und von Geburt an aus dem deutschen Sprach- und Geschichtsraum stammen. Sobald sie aber Piotr oder Romek oder Celina heißt, hat sie für mich schon eine Geschichte, und zwar eine Migrationsgeschichte, denn sie kann nicht in Polen leben, wo ich mich kaum wirklich auskenne. Irgendwie müssen die Figuren in den deutschen Sprachraum gekommen sein, haben auf irgendeine Weise kämpfen müssen.

Diese meine schriftstellerische Begrenzung ist manchmal sehr enttäuschend, derart sogar, dass ich bisweilen ganz aufhören möchte zu schreiben. Denn ich muss immer erst meine eigene Geschichte annehmen, allen Verletzungen und Begrenzungen zum Trotz. Niemals kann ich etwas schreiben wie meine Vorbilder – Kafka, Dostojewski, Faulkner, Pavel, Morrison, Alexijewitsch, Szymborska. Meine Tradition ist die des Dazwischen, des Weder hier, noch dort. Selbst emigrierte Schriftsteller wie Gombrowicz oder Miłosz oder Škëma haben sich sprachlich klar verortet. Ich war zu jung, um im Polnischen und in Opole wirklich „verwurzelt“ zu werden. Ich bleibe Migrant, eine seltsame Subspezies des Europäers ohne Land. Oder positiv gesprochen: ein Europäer mit europäischem Hintergrund, ein neuer alter Typ von Europäer.

Da ich lebe, muss ich eine Biografie haben. Aber sie ist nicht verdoppelt, sondern sie ist zweifach halbiert. Sie findet in einem Dazwischen statt, zwischen zwei Ländern, nur dort wird sie ganz. Und vielleicht wohnt diesem Dazwischen, wie Homi Bhabha schrieb, tatsächlich das Potential inne, etwas Neues zu ermöglichen. Vielleicht lebe ich schon längst in einem neuen Land, in einer intergalaktischen Republik, in der Identität und Herkunft keine Rolle spielen. Ein Blick in die heutige Welt mit ihren neuen Fronten lässt mich zwar an der Existenz eines solchen Landes zweifeln – aber aus meiner Position kann ich nur nach vorne gehen, diesem Neuem entgegen.



Matthias Nawrat (urodzony w Opolu w 1979) – niemiecki pisarz i poeta. W wieku dziesięciu lat wyemigrował z rodzicami do Niemiec. Studiował biologię w Heidelbergu i Freiburgu, a następnie creative writing w Szwajcarskim Instytucie Literatury w Biel/Bienne. Zadebiutował powieścią *Wir zwei allein* (Nagel & Kimche, 2012). Dotychczas opublikował pięć powieści, eseje, opowiadania i dziennik w języku niemieckim. W 2022 wydał tom wierszy *Gebete für meine Vorfahren*.

Jest między innymi laureatem Nagrody im. Adalberta von Chamisso, Medalu Alfreda Döblina i Literackiej Nagrody Unii Europejskiej. Powieść *Unternehmer* nominowano do nagrody Deutscher Buchpreis, a utwór *Der traurige Gast* do nagrody Preis der Leipziger Buchmesse. Tłumaczenie na język polski powieści *Die vielen Tode unseres Opas Jurek* (*Wszystkie śmierci dziadka Jurka*; Bukowy Las, 2016) autorstwa Anny Wziątek znalazło się wśród nominacji do Literackiej Nagrody Europy Środkowej „Angelus”.

Od roku 2012 pisarz mieszka w Berlinie.